



Annemarie Pieper

Nachgedacht

Philosophische Streifzüge
durch unseren Alltag

Schwabe^{reflexe}



Dieses eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und verfügt u.a. über folgende Funktionen: Volltextsuche, klickbares Inhaltsverzeichnis sowie Verlinkungen und zu Internetseiten. Die gedruckte Ausgabe erhalten Sie im Buchhandel sowie über unsere Website www.schwabeverlag.ch. Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.



In den vorliegenden Essays widmet sich Annemarie Pieper Begriffen, Sprichworten, Redensarten und Weisheiten, welche die ganze Bandbreite unseres Lebens betreffen: unsere Haltungen und Tugenden, unser Verständnis von Wirtschaft und Politik, unsere Wahrnehmung von Zeit und Freizeit, unsere Formen des Wohnens, unsere Sprache – und nicht zuletzt, wie philosophisches Nachdenken unser Bewusstsein davon verdichtet, was uns alltäglich umgibt und umtreibt.

Annemarie Pieper öffnet und weitet unseren philosophischen Blick auf Sachverhalte, deren Aufklärung für das persönliche Selbstverständnis ebenso wichtig ist wie für die Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen. In knapper und zugespitzter Form deckt die Philosophin Schätze und manchmal verborgene Sinne auf, die uns in ihrer scheinbaren Abgegriffenheit und Banalität nicht selten entgehen.

Die kurzen Abhandlungen sind als Kolumnen in Tageszeitungen und Zeitschriften erschienen, bei den ausgreifenderen Beiträgen handelt es sich um Kurzvorträge, die im ausseruniversitären Rahmen vor einer aufmerksamen Zuhörerschaft gehalten wurden.

Annemarie Pieper war von 1981 bis 2001 ordentliche Professorin für Philosophie an der Universität Basel. In ihren Forschungsarbeiten, die sie in zahlreichen Publikationen veröffentlicht hat, setzt sie sich vor allem mit der Existenzphilosophie und der philosophischen Ethik auseinander. Seit ihrer Emeritierung hält sie zudem vermehrt Vorträge zu den Themenschwerpunkten Bildung, Alter, Politik sowie Sinn- und Wertfragen. 2006 erschien im Schwabe Verlag Basel ihr erster Roman *Die Klugscheisser GmbH*, 2010 in der Reihe Schwabe Reflexe «Ein Seil, geknüpft zwischen Thier und Übermensch». Philosophische Erläuterungen zu Nietzsches 'Also sprach Zarathustra' von 1883. 2013 erhielt Annemarie Pieper den Preis der Dr. Margrit Egnér-Stiftung. Annemarie Pieper ist Mitherausgeberin der Kritischen Gesamtausgabe der Briefe Friedrich Nietzsches (KGB), des Jahrbuches der Nietzsche-Gesellschaft, *Nietzscheforschung*, sowie Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung Nietzsche-Haus in Sils Maria.

Annemarie Pieper

Nachgedacht

Philosophische Streifzüge
durch unseren Alltag

Schwabe Verlag Basel

Schwabe reflexe 39

Copyright © 2014 Schwabe AG, Verlag, Basel, Schweiz

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Gesamtherstellung: Schwabe AG, Muttenz/Basel, Schweiz

Printed in Switzerland

ISBN Printausgabe 978-3-7965-3358-7

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-3359-4

rights@schwabe.ch

www.schwabeverlag.ch

Inhalt

Vorwort	9
(1) Anfänge	
Aller Anfang ist schwer	13
Henne oder Ei? – Das Dilemma der Urzeugung	14
Lust und Schmerz des Abschiednehmens	16
(2) Wohnen und Leben	
Wohnen	29
Mobilität, Flexibilität, Geschwindigkeit	38
Wie man sich bettet, so liegt man	48
In Morpheus' Armen?	51
Auf Rosen gebettet	63
Der Garten: Naturprodukt oder kulturelles Erzeugnis?	65
Leben	80
Vom Nutzen und Nachteil der Kunst für das Leben	85
(3) Töne, Farben und Licht	
Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es wieder heraus	95
Grau, teurer Freund, ist alle Theorie	97
Tunnelblick und schwarze Seele	100
Der Fleck muss weg	109

(4) Der Mensch

Der Affe im Menschen, der Mensch im Affen	115
Der perfekte Mensch	127
Der gläserne Mensch	133

(5) Tugenden

Solidarität	149
Treue	151
Toleranz	154
Nächstenliebe und Gerechtigkeit	160
Der tapfere Krieger und die züchtige Hausfrau	168

(6) Bosheit

Das Böse – Verhängnis oder Schuld?	187
Lüge	199
Wer den Schaden hat	200
Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein	201
Mephisto	202
Fanatismus	211

(7) Moral

Moral	223
Wie viel Freiheit braucht der Mensch?	225
Respekt	239
Sinn	245
Leitkultur	247

(8) Politik

Wozu braucht es Politik?	251
Die Ambivalenz der Macht	258
Die Erosion demokratischer Werte durch die Wirtschaft	265
Alternativlos	270
Führungsqualität	272
Integration	274

(9) Wirtschaft

Leistung	279
Humankapital	281
Steueroptimierung	283
Gier	285
Risiko	287
Macht Geld glücklich?	289

(10) Drunter und drüber

Himmelwärts – zur Symbolkraft von Türmen	299
Schlangen	302
Gekröpft	305
Hexensabbat	307

(11) Sprache

Von Bücherwürmern und Leseratten	313
Geschlechtergerecht	320
Lesen im Buch des Lebens	322

(12) Philosophie

Denker	329
Philosophie auf dem Markt	33I
Neugier und Staunen: Die Lust, den Dingen auf den Grund zu gehen	334
Vom Phänomen zum Begriff	348
Ich weiss, dass ich nichts weiss	355

(13) Zeit

Wenn uns die Zeit abhanden kommt	365
Existentielle Zeit	369
Der Augenblick zwischen Zeit und Ewigkeit	373
Same procedure as every year	38I
Kommt Zeit, kommt Rat	382

(14) Entspannung

Spannung	385
Wer zuletzt lacht, lacht am besten	390
Humor	39I

(15) Das Ende

Wenn das Gerippe rockt	407
Ein guter Tod?	4I5
Demenz	422
Ende gut, alles gut	429
Literaturverweise	43I

Vorwort

Den Dingen auf den Grund zu gehen, prinzipielle Fragen aufzuwerfen und Wege zu einer möglichen Antwort aufzuzeigen, Begriffe zu analysieren und logische Zusammenhänge herzustellen, ist nicht allein den Fachphilosophen und -philosophinnen in akademischen Gefilden vorbehalten. Auch in der Alltagswelt gibt es Probleme und Ereignisse, die zu einem vertieften Nachdenken zwingen, das ins Grundsätzliche vorstösst und damit philosophisch wird. Die Früchte solcher erfahrungsgestützter Überlegungen finden sich in verdichteter Form in Redensarten, Sprichwörtern und Alltagsweisheiten, deren tieferer Sinn aufgrund ihrer scheinbaren Abgegriffenheit oft zur Banalität verkommt. Doch es lohnt sich, diese Schätze zu heben und sich von ihnen zu eigenen, weiterführenden Gedankengängen anstiften zu lassen.

Die in diesem Band versammelten Texte verdanken sich Anregungen und Nachfragen, die das Interesse eines breiten Publikums an philosophischer Durchdringung von Sachverhalten widerspiegeln, deren Aufklärung für das persönliche Selbstverständnis als ebenso wichtig erachtet wird wie für die Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen. Die kurzen Abhandlungen sind als Kolumnen in Tageszeitungen und Zeitschriften erschienen. Sie versuchen in knappster, zugespitzter Form ein zeitgenössisches Schlagwort oder eine Redeweise auf den Punkt zu bringen.

Bei den etwas ausgreifenderen Beiträgen handelt es sich durchwegs um Kurzvorträge, die im ausseruniversitären Rahmen gehalten wurden. Ob in Schulen und Spitälern, in Kirchen und Gemeindehäusern, in Seniorenzentren und Museen, in Logen und Service Clubs, im Theater und im Zoo – überall interessierte sich die Zuhörerschaft nicht nur für die Sinnfragen des Lebens, sondern auch für die Lösungsansätze der Philosophen. Es hat sich gezeigt, dass vor allem Nietzsche und Platon, aber auch Kant, Kierkegaard und andere grosse Denker unserer abendländischen Kultur die Kontroversen ungemein belebt haben, was sicher darauf zurückzuführen ist, dass sie die Probleme der Menschheit nachhaltig bewirtschaftet haben, so dass es sich nach wie vor lohnt, ihre Überlegungen in den heutigen Diskurs mit einzubeziehen.

(I) Anfänge

Aller Anfang ist schwer

Die Schwierigkeit eines Neubeginns hängt damit zusammen, dass Erfahrungswerte fehlen, die als Kompass beim Weg in die Zukunft dienen. Selbst die Gott zugeschriebene Allmacht scheint bei der Schöpfung nicht hinreichend gewesen zu sein, um von vornherein sicherzustellen, dass der Schaffensprozess gelingt. Deshalb sah sich Gott genötigt, jeden Abend das am Tag Hervorgebrachte zu überprüfen und in einem befriedigten «Siehe, es war gut» dessen Qualität zu konstatieren. Damit erübrigte sich ein «Zurück auf Anfang».

Einen katastrophaleren Anfang der Weltentstehung, als ihn die naturwissenschaftliche Deutung entwirft, kann man sich kaum vorstellen: Der Urknall – dessen Anfang allerdings im Dunkel einer vor sich hin köchelnden Ursuppe verborgen liegt – schleudert Materiefetzen explosionsartig aus sich heraus, und erst im Verlauf von Jahrmillionen bildet sich im Zuge der expandierenden Elementarteilchen aus dem Chaos das Universum als ein wohlgeordnetes, doch nie fertiges Ganzes heraus.

Diese beiden Modelle eines absoluten Anfangs, das kreative und das evolutionäre Konzept, sind auch grundlegend für das menschliche Handeln, allerdings mit unterschiedlichen Schwierigkeiten verbunden. Der Anfang stellt nämlich die Weichen für ein glückliches Ende. Während ein kreativer Start («Im Anfang war das Wort/der Plan») zielgerichtet ist, lässt der evolutionäre («Im Anfang war die Tat») es offen, wohin die spontane Aktion führt. Doch in beiden Fällen besteht die Möglichkeit des Scheiterns. Ein Ziel kann man verfehlen, sei es, dass die Wege dorthin sich als nicht zielführend erweisen, sei es, dass das Ziel sich als unerreichbar herausstellt. Andererseits kann die ohne Vorüberlegung erfolgte Tat unerwünschte Folgen haben.

Trotzdem gewinnt das Leben seinen Sinn durch das Wagnis des immer wieder von neuem Anfangens. Ein Wesen, das nicht von Anfang an perfekt ist, sondern ständig an seiner Selbstvervollkommnung arbeiten muss, schöpft aus jedem Ende Kraft für einen Neubeginn. Mit jemandem, der stagniert, lässt sich nichts anfangen. «Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne» (Hermann Hesse). Dieser Zauber bewirkt, dass wir uns ein absolutes Ende nicht vorstellen können. Nach dem Tod fängt ein anderes Leben an – wie auch immer.

Henne oder Ei? – Das Dilemma der Urzeugung

Wer war zuerst da: die Henne oder das Ei? Die Frage ist vertrackt. Sagt man, die Henne müsse als Produzentin des Eis vor diesem existiert haben, handelt man sich prompt die Frage nach der Herkunft der Henne ein. Und woher kam dann das Ei, aus dem die Henne stammt? Nicht zu vergessen den Hahn, der zwar keine Eier legen kann, ohne den es jedoch keine reproduktionsfähige Henne, geschweige denn ein Ei gäbe.

Eine Lösung des Dilemmas bietet sich an, wenn man unterstellt, die Entstehungsgeschichte und damit die Kausalkette habe einen absoluten Anfang: einen voraussetzungslosen Anfang, dem kein anderer Anfang mehr vorangeht. Ein solcher Anfang ist für religiöse Menschen Gott, der die Welt erschaffen hat, ohne selber erschaffen zu sein. Gott existiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Natürlich hat Gott keine Eier gelegt, sondern Geflügel hergestellt: zuerst den Hahn, dann die Henne, wie das Beispiel von Adam und Eva, die später entstanden sind, vermuten lässt. Damit die Lebewesen sich ohne göttliche Hilfe selber fortpflanzen können, hat ihr Schöpfer sie mit Geschlechtsorganen ausgestattet und damit die Eierproduktion in Gang gesetzt. Anders als die tierischen sind die menschlichen Erzeugnisse zum Verzehr ungeeignet. Doch geschieht dem Federvieh zweifellos bitter Unrecht, wenn Menschen sich als eitlen Gockel oder dummes Huhn beschimpfen.

Wer sich mangels Frömmigkeit nicht zu den Kreationisten zählen mag, sondern eher der Fraktion der Evolutionisten zugehörig fühlt, kommt zum entgegengesetzten Ergebnis, obwohl auch er die Entstehungsgeschichte von Henne und Ei auf einen absoluten Anfang zurückführt. Aus naturwissenschaftlicher Sicht begann alles mit einer Ursuppe, in der die Urmaterie noch ungeschieden wild durcheinander brodelte. Bis eine gewaltige Explosion die Bestandteile des Gebräus auseinander sprengte und in ein expandierendes Universum verwandelte. Dass der Urknall fertige Hühner aus sich herausschleuderte, die infolge der kolossalen Druckverhältnisse sofort flugtauglich waren, scheint eher unwahrscheinlich. Durch schieren Zufall prallten im Zuge der Ausdehnung des Weltalls winzige, mit potentielltem Leben aufgeladene, aber in alle Winde zerstreute Materiepartikel aufeinander und formierten sich

zu Keimzellen, aus denen dann männliche und weibliche Küken hervorgingen.

Gemäss der spirituellen Auffassung kommt demnach zuerst die Henne, dann das Ei; gemäss der evolutionsbiologischen Erklärung verhält es sich umgekehrt. Wer sich weder mit der einen noch mit der anderen Version anfreunden kann, findet vielleicht Gefallen an der Position des Dialektikers: Denkt man den Begriff der Henne, hat man automatisch den Begriff des Eis mitgedacht. So wie zugleich der Begriff des Eis den der Henne impliziert. Eins ist ohne das andere nicht zu begreifen. Philosophisch gesprochen: Das Ei ist das Apriori der Henne, während die Henne ihrerseits das Apriori des Eis ist. Wem das zu kompliziert klingt, dem ist vielleicht mit der Beschreibung des gleichen Sachverhalts in märchenhafter Form besser gedient: Wenn die Henne beim Körnerpicken über ihre Identität nachdenkt, ruft das Ei in ihr: Ich bin schon da. Sinniert das Ei im warmen Nest über seine Bestimmung, meldet sich das Huhn in ihm und ruft: Ich bin schon da. Wie Anfang und Ende auf einer Kreislinie nahtlos ineinander übergehen, so mündet die Henne in das Ei und das Ei in die Henne.

Die Aristotelische Vier-Ursachen-Lehre schliesslich löst das Dilemma theoretisch vollends auf durch Einbeziehung des Osterhasen. Die Henne ist die Wirkursache (*causa efficiens*) des Ostereis, das Hühnerei dessen stoffliche Ursache (*causa materialis*); der Osterhase liefert die künstlerische Idee als Ursache für die ästhetische Gestaltung (*causa formalis*) der Eierschale, und das Osterei als vorgestelltes Artefakt ist die Zweckursache (*causa finalis*) der Eierproduktion insgesamt.

Eingefleischte Skeptiker lassen sich freilich von keinem der angebotenen Lösungsvorschläge überzeugen. Denn wie man es auch dreht und wendet: Aus der Henne kommt immer ein Ei heraus und aus dem Ei ein Huhn: ein verwirrendes Beispiel für die ewige Wiederkehr des Gleichen. Oder eher ein Teufelskreis?

Lust und Schmerz des Abschiednehmens

Das menschliche Leben besteht überspitzt formuliert aus Übergängen und Neuanfängen. Selbst wenn feste Tagesstrukturen und eine gewisse Routine für einen inneren Zusammenhalt der Lebensabläufe sorgen, ist doch jeder Tag ein anderer, und all die Veränderungen, die mit und durch uns geschehen, müssen verarbeitet werden. Wir scheinen uns ständig neu zu erfinden und wollen doch immer dieselben bleiben, weil sonst ein Verlust der Identität droht. Einerseits wird dieses Ich, das wir immer mitschleppen, als Ballast empfunden – gerade wenn wir zu neuen Horizonten aufbrechen, aus den Zwängen einer Lebensform ausbrechen oder einen radikalen Umbruch wagen, wollen wir auch unser altes Ich verabschieden. Andererseits steht dieses Ich in Veränderungsprozessen gerade für Altvertrautes, Verlässliches, Gewohntes, so dass der abrupte Versuch, es loszuwerden mit Schmerz und Verlustängsten verbunden ist.

Nietzsche hat diese innere Zerrissenheit, die das Sich-selbst-Loswerden- und zugleich Behaltenwollen hervorruft, in einem Gedicht zum Ausdruck gebracht, das auf bewegende Weise die Gefühle, die sich beim Abschiednehmen vom Zuhause, in den «herzbrechenden letzten Stunden» unvermeidlich einstellen. Das Gedicht trägt den Titel *Abschied**:

Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnei'n –
Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat!

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts ach! Wie lange schon!
Was bist du Narr
Vor Winters in die Welt – entflohn?

Die Welt – ein Thor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer Das verlor,
Was du verlierst, macht nirgends Halt.

* Die Literaturverweise zu den einzelnen Kapiteln befinden sich am Schluss des Buches.

Nun stehst du bleich,
 Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
 Dem Rauche gleich,
 Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg', Vogel, schnarr'
 Dein Lied im Wüsten-Vogel-Ton! –
 Versteck', du Narr
 Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrei'n
 Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
 Bald wird es schnei'n,
 Weh dem, der keine Heimat hat!

Abschied, so sagt uns dieses Gedicht, erzeugt Verlust- und Kältegefühle. Wer die Heimat verlassen muss, verliert den Ort der Wärme, der Geborgenheit schenkt. Vor sich sieht er nur wüstes, unfruchtbares Land, das ihm keinen Schutz bietet vor dem hereinbrechenden Winter. Anders als die Krähen, die sich in den Städten vor der Kälte in Sicherheit bringen, muss der Wanderer seinen Abschiedsschmerz überwinden, und Ausschau nach einer neuen Heimat halten, die ihm wieder Wärme und Geborgenheit vermittelt. Das ist nicht leicht.

Heimat steht für gewachsene Lebensverhältnisse, für Beziehungen im privaten und beruflichen Bereich, aus denen man sich nur schwer und unter Schmerzen lösen kann, weil eine solche Zäsur als Bruch empfunden wird. Man fühlt sich in zwei diametral entgegengesetzte Richtungen gezogen und in sich selbst zerrissen. Man möchte zurück, aber es gibt kein Zurück. Man muss nach vorn, ist aber wie gelähmt. In dieser Situation totaler Orientierungslosigkeit ist der Blick zurück hilfreich. Um noch einmal Nietzsche zu zitieren: «Von dem, was du erkennen und messen willst, musst du Abschied nehmen, wenigstens auf eine Zeit. Erst wenn du die Stadt verlassen hast, siehst du, wie hoch sich ihre Thürme über die Häuser erheben.» Dies gilt sowohl im wörtlichen wie im übertragenen Sinn.

Solange man sich in der Stadt aufhält, in der man lebt, nimmt man sie kaum oder nur gewohnheitsmässig wahr. Man achtet nicht auf die am Weg liegenden Gebäude, weil es entweder an jedem Tag der gleiche Weg ist, der vom Wohnort zum Arbeitsort zurückgelegt

wird, oder man schaut nur auf die Strassenschilder und Hausnummern, wenn es darum geht, zu einem Ziel zu gelangen, das sich in einem unbekanntem Viertel befindet. Erst ein weiter entfernter Standpunkt ausserhalb ermöglicht einen Blick auf die Stadt als ganze und eine Einschätzung der Höhenunterschiede zwischen ihren Türmen und Häusern.

So ist es auch mit dem eigenen Ich. Man muss von sich selbst Abstand gewinnen, denn erst aus einer gewissen Distanz können wir unser Leben im Profil anschauen und seine Höhepunkte im Verhältnis zu den alltäglichen Erlebnissen richtig einschätzen. Abschiednehmen wird so verstanden zu einem Teil des Lebensvollzugs, denn aufgrund unseres ständigen Unterwegsseins sind wir immer im Aufbruch. Doch die Momente des Innehaltens sind wichtig, um sich einen klaren Kopf über das bisher Geleistete zu verschaffen: die Wege zu prüfen, die man bisher eingeschlagen hat, wo man gescheitert ist, weil Umwege und Holzwege vom anvisierten Ziel weg führten, welche Anstrengungen sich gelohnt haben, obwohl sie uns unversehens an ein anderes Ziel als das ursprünglich geplante beförderten, an welchen Orten wir glücklich oder unglücklich waren, und warum.

Was auffällt bei einer solchen Lebensbilanz, die man nicht erst am Ende des Lebens ziehen sollte, sondern mit einiger Regelmässigkeit immer wieder zwischendurch, ist die Verschachteltheit der einzelnen Lebensphasen. Lebensgeschichten, wie sie uns in Biographien und Autobiographien begegnen, erwecken oft den Eindruck, dass die chronologische Abfolge die Ereignisse glättet und wie aus einem Guss erscheinen lässt, so als ob jenes Individuum, über das berichtet wird, sich linear, nahtlos und ohne Brüche zu der Person entwickelt hat, die es jetzt ist. In Wirklichkeit jedoch gleichen die meisten Lebensgeschichten einer Baustelle, an der unablässig herumgewerkelt wird. Was Ludwig Wittgenstein über die Sprache gesagt hat, scheint mir auch auf das Leben zuzutreffen:

Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmässigen Strassen und mit einförmigen Häusern.

Jedes Individuum erweist sich als Architekt seines Lebens, das von aussen betrachtet alles andere als ein homogenes Ganzes darstellt,

dessen heterogene Teile sich aber doch durch die Identität der Person zu einem einmaligen Sinngebilde verdichten. Dieses Sinngebilde zeigt sich nur narrativ, mittels einer Sprache, die den verwickelten Lebenslinien nachgeht und dabei das Labyrinthische eines gelebten Lebens aufdeckt, nicht ohne den roten Faden aus der Hand zu geben, der die Wege (resp. Irrwege) miteinander verknüpft und wieder aus dem Labyrinth der Verirrungen heraus führt. Dieses Bild des roten Fadens scheint mir hilfreich, um die Identität stiftenden Leistungen des Erzähler-Ichs zu veranschaulichen, das zu schildern versucht, wie es in seiner Geschichte wohnt, und was das Besondere seines Lebens ist. Das Bild des roten Fadens stammt übrigens aus der Schifffahrt: Die englische Marine pflegte einst die Tauen der königlichen Flotte mit einem roten Faden zu kennzeichnen. Dieser Faden war so in die Stricke eingeflochten, dass man ihn nicht herauslösen konnte, ohne das Tau als ganzes zu zerreißen. Der rote Faden, der einem menschlichen Leben innewohnt, hält die heterogenen Bestandteile zusammen und verflechtet sie so in- und miteinander, dass die Individualität des Ichs und damit seine Identität zerstört würde, wollte man ihn aus den Geschichten herausrupfen und getrennt untersuchen.

Mit dem roten Faden gelingt die Selbstbesiedlung des Ich: Es beginnt in sich zu wohnen. Mit dem Stichwort «wohnen» greife ich einen Aspekt des Abschiednehmens auf, der mit Abgeschlossenheit umschrieben werden kann. Wer sich verabschiedet, scheidet sich ab von etwas, er vollzieht eine Trennung, und diese Trennung führt in die Abgeschlossenheit. Die Abgeschlossenheit markiert einen Rückzugsort, nicht nur im räumlichen, sondern auch im übertragenen Sinn: Man zieht sich in sich selbst zurück, um in der Abgeschlossenheit der Innerlichkeit Erlebtes und Erlittenes zu verarbeiten. Der Schmerz des Weggehens wird aufgewogen durch die Freude des bei sich Ankommens. In der Abgeschlossenheit können wir Abstand gewinnen und uns entspannen. Alles, was uns da draussen bedrückt und bedrängt, wird ausgeschlossen. In der Abgeschlossenheit wohnen wir, dort ist unser privater Bezirk, zu dem niemand ohne unsere Erlaubnis Zutritt hat.

Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Wozu sind wir da? Das sind existentielle Grundfragen, die nicht nur die Philosophen, son-

dern auch die Theologen und die Schriftsteller beschäftigt haben. Fragen, die sich überdies die meisten Menschen im Zusammenhang mit Sinnkrisen in der einen oder anderen Weise selbst stellen. Nicht selten ist die Bewältigung der Krise mit einem Ortswechsel verbunden, in der Hoffnung, an einem anderen Ort neu beginnen zu können und wieder glücklich zu werden. Die Planung eines Ortswechsels ist zwar an pragmatische Überlegungen gebunden, aber unterschwellig ist dabei die Vorstellung eines Wunsch-Ortes mit im Spiel, eines idealen Ortes, an dem man endgültig angekommen sein wird, von dem man nie wieder Abschied nehmen und weggehen muss.

Sehnsuchtsorte sind ebenso verschieden wie die Menschen, die sie herbeiwünschen. Wenn jemand sagt, er sei reif für die Insel, dann steht die Insel hier für einen Ort, an dem man den Alltag vergessen kann. Weit entfernt und isoliert vom Festland, unbehelligt durch materielle Sorgen und Rollenzwänge, wähnt man sich aller Lasten ledig und befreit von drückenden Verpflichtungen. Wie Robinson, der nach Belieben auf seiner Insel schalten und walten konnte.

Schon Platon sprach von einer Insel der Seligen als dem Ort, an dem die unsterbliche Seele von Menschen, die ein anständiges Leben geführt haben, nach dem Tod des Körpers ein ewiges Glück finden wird, während die unverbesserlich Schlechten auf ewig in den Tartaros verbannt werden, jenen Gegenort, den die Christen Hölle genannt und dem Himmel entgegengesetzt haben. Gott und Teufel als die Hüter jener unverrückbaren Orte, von denen kein Abschied mehr möglich ist, markieren die Eckpunkte einer ethischen Wertskala, auf welcher sich der Mensch im Verlauf seines Lebens denkend, fühlend, wollend und handelnd verorten muss.

Die Insel als Sehnsuchtsort diente aber auch in den klassischen Utopien als idealer Ort, in den die Vision einer vollkommenen Gesellschaft hinein projiziert wurde. Abgeschieden, weit draussen in irgendeinem Meer gelegen, konnte eine Gruppe von Menschen, so die Fiktion, einen Staat gründen, der auf Prinzipien basierte, deren Befolgung eine friedlich miteinander verkehrende Gesellschaft ermöglichte. Allem, was die Menschen entzweit und Gewalt auf den Plan ruft: insbesondere Habgier, Neid und Ungerechtigkeit, wird durch Massnahmen der Boden entzogen, die eine strikte

Gleichheit aller Bürgerinnen und Bürger garantieren. Wo niemand mehr unzulässig privilegiert oder benachteiligt wird, kann es keine Kriege oder sonstige feindliche Auseinandersetzungen mehr geben. Allerdings hat eine solche idealisierte Lebensform ihren Preis: den Preis der Individualität und der Pluralität, letztendlich den Preis der persönlichen Freiheit und des damit verbundenen Selbstbestimmungsrechts. Es zählt allein das Wohlergehen des Wir, der soziale Nutzen. Daher muss das Ich sich in allem, was es denkt, will, fühlt und tut, ausschliesslich am gesamtgesellschaftlichen Wohlbefinden orientieren, unter Verzicht auf die Befriedigung eigener Wünsche. Gleiche Wohnungen, gleiche Kleider, die Einnahme der Mahlzeiten in öffentlichen Speisesälen sollen jede Privatsphäre unterbinden und dem Ich immer wieder vor Augen führen, dass seine Bedeutung allein darin besteht, Teil eines Wir als eines sozialen Organismus zu sein, dessen gleichförmig gemachte, entindividualisierte Glieder den allen gemeinsamen sozialen Ort bilden.

Nun schildern Utopien, wie es der Name bereits sagt, keine empirisch belegbaren Verhältnisse. U-topos heisst wörtlich: Nicht-Ort. Man kann diesen Ort weder geographisch noch zeitlich lokalisieren. Die rückwärts gewandten Utopien verlegen ihn an den Anfang der Geschichte, in ein Paradies oder in ein Goldenes Zeitalter. Der Garten Eden war laut biblischem Bericht der Genesis jener Ort, den Gott für seine Geschöpfe vorgesehen hatte. Doch nach dem Sündenfall wurden Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben. Er wurde für sie zum Nicht-Ort, weil es ihnen verwehrt war, dorthin zurückzukehren. Stattdessen projizierten sie den verlorenen Ort in die Zukunft, als Sehnsuchtsort, der für das wieder gewonnene Paradies stand, das sie zum Ziel ihres Strebens machten und die Wege festlegte, auf welchen man es im Zuge einer Bewusstseinsveränderung erreichte.

Abschiednehmen, so haben wir gesehen, zieht eine Veränderung im Leben nach sich, und Veränderung bedeutet einen Neubeginn. Dieser kann erwünscht sein, entweder weil wir wollen, dass etwas aufhört bzw. beendet wird, z. B. eine bedrückende Situation, eine Beziehung, die einengt; oder weil wir wollen, dass etwas allererst anfängt und wir diesen Anfang mit einem Berufswechsel, einem Ortswechsel oder einem Partnerwechsel verbinden. Wir sind

daran gewöhnt, dass Dinge und Menschen sich ebenso verändern wie die Ansichten über sie. «Abwechslung ist das halbe Leben» sagen wir und meinen damit gemäss einem anderen Sprichwort: «Wer rastet, der rostet.» Flexibilität und Mobilität sind Schlagwörter, die Konjunktur haben und grosse Anpassungsfähigkeit fordern. Wir leben in ständig neuen Konstellationen, was als Bereicherung empfunden werden kann, aber viele auch verstört, weil sie sich überfordert fühlen und mehr Stabilität, verbunden mit einem überschaubaren Mass an Kontinuität haben möchten. Wenn wir nur drei Generationen zurückblicken, zeigt sich uns ein ganz anderes Bild unserer Lebenswelt. Die Lebensformen waren noch verhältnismässig homogen: Man übte lebenslang denselben Beruf aus, und auch Ortswechsel fanden eher selten statt. Man war aufgehoben in einer Familie, in welcher von den Grosseltern bis zu den Enkelkindern alle wenn nicht unter einem Dach so doch nahe beieinander wohnten.

Seitdem scheint das Leben riskanter geworden zu sein. Wir empfinden unsere zunehmend von globalen Entwicklungen abhängige Lage als bedrohlicher, da sich die Zukunft nicht mehr lückenlos planen lässt. Die fehlende Sicherheit schürt Ängste und beschwört Krisen herauf, zumal die gespannte Weltlage weit entfernt von jenen friedlichen Zuständen ist, die wir uns eigentlich wünschen. Kommen noch Unglücke und Unfälle im eigenen Lebensumfeld hinzu, wächst die Verzweiflung.

Die Frage ist, wie wir mit grundlegenden Veränderungen und den damit verbundenen persönlichen Sinnkrisen umgehen können, ohne in Depressionen zu verfallen. In der Operette *Die Fledermaus* von Johann Strauss heisst es: «Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist». Manchmal ist es sicher gut, die Dinge einfach sein zu lassen und es hinzunehmen, dass man nichts mehr daran ändern kann. Aber das Vergessen kann auch eine Form des Verdrängens sein, wenn man ein Problem nicht aufgearbeitet hat und dann eines Tages unvermittelt und umso heftiger wieder damit konfrontiert wird. In Schillers *Wilhelm Tell* wird ein Umbruch als ein tröstliches Geschehen geschildert, das zu einer neu gewonnenen Freiheit führt: «Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, / Und neues Leben blüht aus den Ruinen.» Ein Akt der Zerstörung war nötig, um Platz zu schaffen für etwas Neues, das der Tyrannei der alten Ver-

hältnisse ein Ende setzt. Das Alte verschwindet nicht vollständig; die Ruinen erinnern daran, dass da einmal ein anderer Lebensraum war, der nun bedeutungslos ist, weil wir uns neu eingerichtet haben.

Trotzdem lassen sich die Ängste, die sich bei grundlegenden Veränderungen einstellen, nicht einfach abweisen, denn sie berühren die Sinnfrage. Die Sinnfrage wurde immer schon gestellt – Wozu bin ich da? –, geboren aus der uralten Furcht, das Leben könnte von Grund aus sinnlos sein, so dass alle Anstrengungen sich als vergebliche Mühe erweisen, weil am Ende ohnehin das grosse Umsonst steht. Von daher wird verständlich, warum wir uns in einem ersten Anlauf nach rückwärts wenden – Woher komme ich? –, um uns über das Wozu klar zu werden: Wir blicken nämlich zurück in der Hoffnung, in der von uns verabschiedeten Herkunfts- und Vorgeschichte den Sinn zu entdecken, den wir heute in unserer schnelllebigen Zeit häufig vermissen. Sollte sich zeigen, dass am Anfang alles gut war, dann lassen sich vielleicht die Gründe und Ursachen finden, die zum Verlust des ursprünglich Guten geführt haben. In Kenntnis dieser Gründe und Ursachen wäre dann unter der Leitfrage des Wozu? eine neue Sinn- und Selbstbestimmung möglich, die wiederum dem Wohin? eine Richtung gibt. Das versetzt uns in den Stand, die Vorstellung eines wieder guten, mit Sinn erfüllten Lebens als zu erreichendes Ziel in die Zukunft zu projizieren.

Ein bewusstes Leben zu führen heisst für Menschen: durch alle Veränderungen hindurch Sinn zu verwirklichen und auf diese Weise Kontinuität zu schaffen. Die Zeit ändert sich, aber auch wir verändern uns in der Zeit, ohne dass wir gänzlich andere Menschen werden. Unser Ich, unser Selbst, die Identität unserer Person ist jener Kern im Wesen des Individuums, der uns vor der Auflösung in die Veränderungen, die mit uns und durch uns geschehen, bewahrt. Allerdings müssen wir etwas für die Stabilität dieses Kerns tun und uns immer wieder die Zeit nehmen, uns zu besinnen, uns aus den Prozessen, in die wir verstrickt sind, herauslösen, um Distanz zu gewinnen zu allem, was wir erleben und erleiden.

Diese selbstkritische Distanznahme, das Abschiednehmen, ist nötig, um Abstand zu gewinnen vom Lauf der Zeit und sich in einer Art Auszeit klar darüber zu werden, was wir eigentlich wollen, worin der Sinn dieses Wollens liegt. Es wird oft erzählt, dass Menschen,

die dem Tod nahe sind, eine Bilanz ihres Lebens ziehen: Hat es sich gelohnt? Ich sagte es bereits: Eine solche Bilanz sollte man nicht erst am Ende des Lebens, sondern immer wieder zwischendurch versuchen, nicht nur in Krisenzeiten, sondern auch wenn es uns gut geht.

Aller Anfang ist schwer. Vor allem wenn man auf einem Gebiet noch unerfahren ist. «Jedes Neue, auch das Glück, erschreckt», heisst es in Schillers *Braut von Messina*. Immerhin hat man bei einem Neubeginn den Vorteil, dass es sich dabei nicht um einen ersten Anfang handelt, manches also schon bekannt ist, trotz aller Unwägbarkeiten ein Stück vorweg genommene Zukunft. Motivierend kommt hinzu die Aufbruchsstimmung, die hoffnungsfrohe Erwartung, dass ausserhalb der ausgefahrenen Gleise Neues entdeckt werden kann, was das Leben bereichert. Die Vergangenheitslastigkeit weicht der Offenheit gegenüber einer Zukunft, in der sich das Alte bewähren und erneuern muss. Irgendwann wird man auch mit dem Neuen vertraut werden, sich auf sicherem Boden fühlen und wieder eine Heimat geschaffen haben, die mit der alten Heimat durch den roten Sinnfaden verbunden ist, den jeder und jede einzelne in die eigene, persönliche Geschichte hinein verwoben hat.

Was den Neubeginn manchmal erschwert, ist der Vergleich mit dem Alten. So wie es einen immer wieder aus der neuen Stadt in die Heimatstadt zurück zieht – wir sprechen dann treffend von Heimweh –, so flüchtet man sich, solange man nach einer Veränderung noch nicht heimisch geworden ist, in Gedanken immer wieder in die alten Zeiten, die nostalgisch verklärt und überhöht werden. Zuerst braucht man diesen Trost, auch wenn er einem «weh» macht und den Neubeginn mit einer Hypothek belastet. Wehmut ist lähmend für den Mut. Diese Hypothek gilt es, nach und nach abzubauen, damit die Qualität des Neuen als solche hervortreten kann.

Wir neigen dazu, aus dem Vergangenen alles Negative zu tilgen. Früher war alles besser, ist oft zu hören. Am Anfang aller Zeiten stand das Paradies, ein goldenes Zeitalter, in welchem es nichts auszusetzen gab. Wir vergessen gern, dass es uns auch in der alten Stadt manchmal nicht gut gegangen ist, dass viele Anstrengungen gescheitert sind und wir hin und wieder, vielleicht sogar sehr oft unglücklich waren. Der Vergleich des Neuen mit dem Alten ist da-

her unfair, wenn das Vergangene idealisiert wird, so dass das Neue einem Vergleich nicht standhält.

Damit der Übergang gelingt, muss die Vorfreude auf das Neue, die in der Aufbruchsstimmung dominiert, lebendig gehalten werden, auch nachdem die ersten Enttäuschungen sich eingestellt haben. Was dann hilft, ist eine Einstellung, die wir als Gelassenheit bezeichnen. Man muss die Dinge auch lassen können, wie sie sind. Das Alte lässt sich nicht umstandslos wiederholen. Man muss es verabschieden, um Platz für das Neue zu schaffen, dem Neuen also eine echte Chance geben, indem man es unvoreingenommen auf sich zukommen lässt.

(2) Wohnen und Leben

Wohnen

Die Etymologie weist auf eine Verwandtschaft des Wortes «wohnen» mit dem altnordischen *una* und dem gotischen *wunan* hin: während *una* zufrieden sein bedeutet, klingt in *wunan* unser deutsches Wort *Wonne* mit. «Wohnen» signalisiert demzufolge ein Wohlgefühl, das sich dort einstellt, wo man zu Hause ist. Die Zufriedenheit weist darauf hin, dass mit dem Wohnen ein Hort des Friedens assoziiert wird, eine Schutz- und Trutzburg, die Sicherheit und Ruhe vor Feinden gewährt. *My home is my castle*. Die Wohnen, die man wohnend genießt, resultieren aus der Zwanglosigkeit, mit der man sich in den eigenen vier Wänden bewegt, sie speisen sich aus der Freiheit, zu tun und zu lassen, was einem beliebt. Selbst moralische Regeln vermögen diese Freiheit nicht einzuschränken. Die Räuber in Schillers gleichnamigem Drama besingen entsprechend ihre Freiheit, die es ihnen erlaubt, überall zu wohnen, wo sie ihrem Gewerbe – dem Rauben, Schätzen und Morden – nachgehen: «Ein freies Leben führen wir, / ein Leben voller *Wonne*.» Im *Lied von der Glocke* wird sogar der Eindruck vermittelt, dass selbst dort, wo zerstörerische Kräfte menschliches Wohnen unmöglich gemacht haben, unheimliche Bewohner auftauchen und sich behaglich einrichten können, zum Beispiel in einem niedergebrannten Gebäude: «In den öden Fensterhöhlen / Wohnt das Grauen.» Man sieht förmlich, wie das Grauen Besitz ergreift von der Ruine, sich zufrieden in den Löchern breit macht, die einst Menschen die Sicht nach draussen ermöglichten und sie zugleich gegen die Witterung abschirmten.

Schiller ist eine wahre Fundgrube für unterschiedlichste Formen des Wohnens. «Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit. / Leicht beieinander wohnen die Gedanken, / Doch hart im Raume stossen sich die Sachen», heisst es im *Wallenstein*. Zuerst ist man verblüfft: Eigentlich denkt man, dass eher in dem kleinen Kopf Platznot herrscht, während in der Weite des Universums mehr Raum vorhanden ist, als die Dinge benötigen. Doch es ist genau umgekehrt. In der Welt der Dinge herrscht nämlich das Gegenprinzip der Freiheit, das Kausalprinzip, das alles, was ist, einem Ursache-Wirkungs-Mechanismus unterwirft. Unabhängig davon, wieviel Zwischenraum sich zwischen den Dingen befindet, stossen sie einander an;

selber gestossen geben sie den Anstoss weiter – wie beim Billardspiel, so dass sie gezwungen sind, ihren Ort zu verlassen und einen neuen Platz einzunehmen, von dem sie ein anderes Ding vertreiben. In der Welt der Gedanken hingegen regiert das Freiheitsprinzip, das ein friedliches Nebeneinander von Begriffen und Ideen zulässt, ein Wohnen im unendlichen Raum des Intellekts, der die Gedanken zwar miteinander vernetzen kann, ohne sie dadurch jedoch ihres angestammten Ortes zu berauben.

Ein weiteres Beispiel, diesmal aus Goethes *Faust*: «Zwei Seelen wohnen, ach! In meiner Brust.» Der Körper ist Wohnstätte nur für eine Seele. Doch kann es vorkommen, dass zwei Seelen sich diese Wohnung streitig machen. Der menschliche Wille ist manchmal in sich zerrissen und kann sich nicht entscheiden. Man will zum Beispiel, was man nicht soll, oder man soll, was man nicht will. Für beides ist kein Platz, also entbrennt ein Wohnungskampf um den Sitz der Seele, und je nachdem, wer am Ende Sieger bleibt – ob der Wille der Vernunft oder das Begehren des Körpers verabschiedet wird –, erhält den Zuschlag für die Wohnung in der menschlichen Selbstbestimmungszentrale, die je nach Wahl im Kopf, im Herzen oder im Bauch eingerichtet wird – mit all den Konsequenzen, die an der Figur Fausts exemplarisch vorgeführt werden.

Die Menschen brauchen einen Ort zum Wohnen, wobei dieser Ort nicht statisch fixiert sein muss. Die Nomaden zum Beispiel ziehen zwar ständig umher, aber zum Wohnen führen sie Zelte oder Wohnwagen mit, die dann am jeweiligen Zielort zum immobilen Haus auf Zeit werden. Selbst Penner, die keinen festen Wohnsitz haben, suchen zum Schlafen Orte auf, an denen sie sich einigermaßen geschützt vor Wind und Wetter, aber auch vor den Sesshaften fühlen. Novalis hat die Frage «Wohin gehen wir?» mit einem schlichten «Immer nach Hause» beantwortet. Das Weggehen hat seinen Sinn im Ankommen, und jedes Ziel, das man beim Ankommen erreicht, ist ein Zuhause, wenn auch nur ein vorläufiges oder vorübergehendes Zuhause, das dem eigentlichen Zuhause, in welchem einer wohnt, ähnlich sein mag, es aber nicht ersetzt. So schmückt man etwa seinen Arbeitsplatz im Büro oder Geschäft mit Gegenständen aus, die an die Privatsphäre erinnern und ihn damit wohnlich machen. Selbst ein Manager aus dem oberen Kader pflegt in einer noch so futuristischen Umgebung wenigstens ein Bild sei-

ner Familie auf dem Schreibtisch aufzustellen und vielleicht noch die eine oder andere Sporttrophäe.

Gleichwohl ist der Ort, wo man wohnt, ein intimer Bereich, der nicht jedermann zugänglich ist. Zwar ist man neugierig, wie andere Menschen wohnen, und dieser Voyeurismus wird durch die Illustrierten befriedigt, die Einblick in die Wohn- und Schlafzimmer der Stars bieten. Aber beim Betreten fremder Wohnungen stellt sich meistens eine gewisse Scheu ein, weil das Heim eines Menschen bis zu einem gewissen Grad auch sein Geheimnis bleiben soll. Man respektiert seine Individualität, die sich in der Art seines Wohnens ausdrückt. Selbst Menschen, die, wie man sagt, ein offenes Haus führen, erwarten von ihren Besuchern, dass diese nicht in die Privatgemächer eindringen, die den Bewohnern als abgeschiedene Rückzugsorte dienen, an denen ausser ihnen selbst niemand etwas zu suchen hat.

Wohnen als Gegenpol des Abschiednehmens bezeichnet eine für menschliche Wesen typische Lebensform. Tiere wohnen nicht. Obwohl die Biber und die Ameisen zum Beispiel kunstvolle Bauten anlegen, tun sie dies nicht, um darin zu wohnen. Sie richten ihre Unterkünfte nicht nach einem Plan ein, der den Bau als ein Zuhause vorsieht, als einen Ort der Abgeschiedenheit und des körperlich-geistig-seelischen Wohlbefindens, sondern sie befolgen ein Naturgesetz, das sie nicht selbst gewählt haben. Die menschliche Lebensform hingegen ist durch Freiheit charakterisiert. Und Freiheit macht den Menschen beweglich. Seine Lebensform ist daher gekennzeichnet durch das Unterwegssein. Der Mensch als das «nicht festgestellte Tier» (Nietzsche) ist ein Perpetuum mobile: auf Zeit. Solange er lebt, bewegt er sich, er nimmt immerzu Abschied, auch wenn der Radius der Wege mit zunehmendem Alter immer kleiner wird. Orte sind die Ruhepunkte in dieser Bewegung, wo man innehält, sich erholt und Kraft schöpft für den weiteren Weg. Deshalb fällt es oft schwer, sie wieder zu verlassen und zu neuen Zielen aufzubrechen. Der Abschied vom Altgewohnten und Vertrauten macht traurig. Und trotzdem ist er mit Lust verbunden.

Die Frage «Was ist das Gute in der Stadt als öffentlichem Raum?» kann nur aus der Perspektive derer beantwortet werden, denen dieser Raum gehört: das sind seine Bewohner. Dabei verstehe ich unter den Bewohnern nicht nur diejenigen, die in der Stadt dauerhaft wohnen, sondern alle, die zum Leben in der Stadt beitragen,

indem sie darin arbeiten, einkaufen, zu Besuch oder als Touristen unterwegs sind. Die Stadt ist gestalteter Raum, und als solcher gehört sie den Menschen, die an der Gestaltung und dem Geist dieses Raumes mitwirken.

Alle Lebewesen sind den Bedingungen von Zeit und Raum unterworfen. Was Pflanzen, Tiere und Menschen miteinander verbindet, ist – zeitlich gesehen – die Tatsache, dass ihr Leben einen Anfang und ein Ende hat. Als vergängliche Wesen müssen sie sterben, die einen früher, die anderen später. Innerhalb dieser Zeitspanne zwischen Anfang und Ende des Lebens spielt der räumliche Aspekt eine entscheidende Rolle. Leben vollzieht sich Raum einnehmend, Raum greifend, Raum erobernd – Raum in vielfältiger Weise nutzend. Während Pflanzen aufgrund ihrer Verwurzeltheit ortsgebunden sind und sich nur vertikal, durch Höhenwachstum, Raum verschaffen können, eröffnen sich Tiere aufgrund ihrer Beweglichkeit ihren Lebensraum zu Lande und zu Wasser wie in der Luft vorwiegend in der Horizontalen. Wir Menschen schliesslich haben uns mit Hilfe der Technik sowohl in der Horizontalen als auch in der Vertikalen einen ungleich grösseren Raum erschlossen als die Tiere: Wir können praktisch jeden Ort auf dem Globus erreichen, uns zudem in tiefen Gewässern bewegen, und auch dem Weltraum sind wir ein Stückchen näher gerückt, obwohl wir dort noch nicht dauerhaft wohnen, geschweige denn im unermesslichen Universum Fuss fassen können.

Ein Blick zurück in unsere Geschichte zeigt: Je grösser der Raum war, über den jemand verfügte, desto höher war sein Rang. Wer in Schlössern residierte und viel Land besass, hatte Macht. Er herrschte über die Menschen, die sich mit kleinen Hütten und wenig Grund und Boden bescheiden mussten. Früher wurden Eroberungskriege geführt, um mehr Raum zu gewinnen und damit den eigenen Herrschaftsbereich zu vergrössern. Alexander trug den Beinamen «der Grosse», weil es ihm gelang, ein Weltreich zu errichten. Je ausgedehnter also der Raum war, der dem eigenen Einflussbereich unterstellt war, desto mehr Chancen boten sich dem Besitzer, von diesem Raum Gebrauch zu machen, sei es durch die Bewohnung prachtvoller Gemächer oder durch die Bewirtschaftung von Land, sei es durch die Hebung von Bodenschätzen oder durch die Kultivierung von Gärten und Parkanlagen.

Der Wert und damit die Güte des Raumes hing daher stets mit den Möglichkeiten seiner Nutzung zusammen. Dabei ist das Verb «nutzen» im Sinn von «etwas zu einem bestimmten Zweck benutzen» in einer doppelten Bedeutung zu verstehen, wie sie in den beiden lateinischen Wörtern *uti* und *frui* zu finden ist: *uti* bedeutet: Gewinn oder Mehrwert aus etwas ziehen, zum Beispiel aus dem Ackerboden, indem man Kartoffeln anpflanzt und erntet, um sich davon zu ernähren; oder indem man Kohle abbaut, um damit zu heizen. Im Unterschied zu *uti*, das den reinen Gebrauchswert des Nutzens und damit den im Hinblick auf einen bestimmten Zweck erzielten Ertrag betont, liegt der Akzent beim Verb *frui* auf dem Genuss. Die Anlage von Blumenrabatten und die Gestaltung eines Gartens oder Parks erfreuen das Auge und die Nase, laden zum Aufenthalt im Freien, zum Spaziergehen oder wie man einst treffend sagte: zum Lustwandeln ein. Insofern wird der Nutzen, den solche Dinge als Wertanlage auch haben, durch den ästhetischen Aspekt des Genießens überlagert. Dieses Sich-freuen an etwas, das nicht nur einen seinem Zweck entsprechenden Nutzen hat, sondern darüber hinaus ein Wohlgefühl erzeugt, ist ein Surplus, das für die Lebensqualität unerhört wichtig ist, auch wenn es sich nicht wie der Gebrauchswert eines Gegenstandes zahlenmässig bilanzieren lässt.

Ob man den Raum nun mehr im Sinn von *uti* oder von *frui* nutzt – entscheidend für die Nutzung ist das Moment zweckgerichteten Planens und Gestaltens von Raum. Im Unterschied zu den Tieren nehmen wir Menschen den Raum nicht so hin, wie er ist. Wir passen nicht uns dem Raum, sondern den Raum unseren Bedürfnissen an, verändern ihn, entwerfen ihn neu nach unseren Zweckvorstellungen. Wir machen uns den Raum nutzbar, um ihn zu bewohnen.

Der öffentliche Raum, den man auf seinen Wegen von A nach B durchquert, ist anders als die Privatwohnung ein Bereich, den man mit vielen anderen teilt, die allesamt das gleiche Recht haben, diesen Raum nicht nur zu betreten, sondern auch mit zu gestalten – jedenfalls ist dies überall dort der Fall, wo demokratische Verhältnisse herrschen. Der öffentliche Raum ist wie bereits gesagt gleichsam das verlängerte Wohnzimmer, und die Ansprüche, die man an dieses allen in gleicher Weise zugängliche Wohnzimmer

stellt, sind entsprechend den individuellen Bedürfnissen höchst unterschiedlich. Wer Kinder hat, möchte im eigenen Quartier verkehrsberuhigte Strassen und in der Nähe einen Kinderspielplatz. Ältere Kinder brauchen Bolzplätze, an denen sie sich auszutoben und Krach machen dürfen. Autofahrer haben mit Bezug auf ihr Gefährt ein wieder anderes Raumbedürfnis, und ältere Menschen möchten gefahrlos von A nach B kommen, nicht zu weite Wege zum Einkaufen zurücklegen müssen. Und alle wollen ihre Ziele möglichst unbehelligt durch die anderen erreichen.

Jeder Mensch sieht die Stadt als öffentlichen Raum zunächst durch die Brille seiner individuellen Interessen und Bedürfnisse – als einen Ort, an dem er sich wohl fühlt und gern aufhält. Entsprechend schwierig ist die Gestaltung dieses Raumes. Man muss einerseits die unterschiedlichen, oft völlig konträren Bedürfnisse gewichten und eine Prioritätenliste erstellen, andererseits die räumlichen Gegebenheiten daraufhin prüfen, für welche bestimmten Zwecke sie geeignet sind. Dann spielen natürlich die Kosten eine Rolle: Wie bei allen geplanten Anschaffungen muss ausgerechnet werden, ob man sich das Gewünschte leisten kann oder nicht. Schliesslich muss ein Konsens hergestellt werden über die künftige Nutzung des Raumes – ein Konsens, der auch von denjenigen mitgetragen werden muss, die ihre Wünsche nicht durchsetzen konnten, sei es weil eine Mehrheit andere Bedürfnisse als vorrangig erachtete, sei es weil der vorhandene Raum sich als ungeeignet oder als unerschwinglich für die Erfüllung ihrer Wünsche erwiesen hat.

Dass ein solcher Konsens bei der Vielfalt individueller Interessen und Bedürfnisse überhaupt möglich ist, liegt daran, dass wir im Verlauf unserer Entwicklung in einer bestimmten Weise sozialisiert und kulturell geprägt worden sind. Wir teilen daher mit den Mitgliedern unserer Handlungsgemeinschaft fundamentale Wertüberzeugungen als das kollektiv Gute, das auch unserem Moralcode und unserem Rechtssystem zugrunde liegt. Diese als allgemein verbindlich erachteten Wertüberzeugungen sind bei der Verfolgung eigener Interessen mit im Spiel. Das heisst: Wir schätzen heute zwar Individualität und Pluralität sehr hoch, weil sich auf der Basis dieser Prinzipien die Stimme des Ich Gehör zu verschaffen

vermag. Aber wir hören immer auch die Stimme des Wir, die das Allgemeinwohl anmahnt.

In dieser Stimme des Wir schwingt seit jeher die Vorstellung eines Paradieses mit als eines Sehnsuchtsortes, an dem ein für alle in gleicher Weise gutes, konfliktfreies Leben möglich ist. Utopien sind der Versuch, einen solchen Sehnsuchtsort durch eine völlig neue Gestaltung des Lebensraumes zu entwerfen. Die unbekannte Insel als Sehnsuchtsort diente in den klassischen Utopien als idealer Raum, in den die Vision einer vollkommenen Gesellschaft hinein projiziert wurde. Abgeschieden, weit draussen in irgendeinem Meer gelegen, konnte eine Gruppe von Menschen, so die Fiktion, im Rahmen überschaubarer räumlicher Verhältnisse einen Staat gründen, dessen Mitglieder friedlich miteinander verkehrten.

Utopien sind Gedankenexperimente und als solche Versuche einer künftigen Gestaltung des Lebensraumes. Utopien müssen nicht als Globalentwürfe daher kommen, in denen für die Menschheit insgesamt ein Raum geschaffen wird, der ihre Sehnsüchte nach einer menschenwürdigen, gewaltfreien Existenz befriedigt. Im alltäglichen Leben spielen vielmehr die kleinen Realutopien eine Rolle, die im Hinblick auf gegebene Verhältnisse Chancen einer bestimmten Raumgestaltung für die Zukunft aufzeigen. Der Ort, an dem Menschen gut miteinander leben können, ohne sich gegenseitig ins Gehege zu kommen, dieser Ort entsteht nicht im geographischen Raum, sondern im Kopf.

Die Einsicht, dass ich für mich nur soviel Raum fordern kann, als ich anderen zugestehe, hat die Notwendigkeit von Grenzen zur Folge. Grenzen, die festlegen, wo der Einzelne sich einschränken muss um der Freiheit der anderen willen und umgekehrt. Solche Grenzen, die auf Vereinbarung und wechselseitiger Anerkennung beruhen, finden ihre Formulierung in Regeln, das heisst in Normen und Rechtsvorschriften, deren Verbindlichkeit auf dem Prinzip der grösstmöglichen Freiheit aller beruht. Der Freiheitsraum, den wir uns gegenseitig zugestehen, ist die Voraussetzung dafür, dass wir, jeder für sich privat und nach seinem individuellen Geschmack, jenen kollektiven Ort der Zufriedenheit und des Wohlgefühls einrichten können, der behagliches Wohnen nicht nur in den eigenen vier Wänden, sondern auch im öffentlichen Raum ermöglicht.

Chancen des öffentlichen Raums als Begegnungsraum kann man also nur nutzen, wenn man den Raum, um dessen künftige Gestaltung als kollektiven Wohnraum es geht, aus verschiedenen Perspektiven betrachtet, um sowohl dem individuellen als auch dem sozialen Aspekt, dem ökonomischen und dem ökologischen Aspekt, dem ästhetischen und dem nützlichen Aspekt und so fort gerecht zu werden. Auch wenn von vornherein klar ist, dass Projekte idealer Räume nicht eins zu eins umsetzbar sind, sollten sie gleichwohl als utopische Konstrukte Eingang in Raumplanungen finden, weil der ideale Raum die Folie abgibt, auf welcher man zeigen kann, wo sich Abstriche verkraften lassen und wo nicht. Erst in der Zusammenschau aller sachverhalts-relevanten Perspektiven kristallisieren sich *konkrete* Chancen für die Nutzung des öffentlichen Raums heraus, sei es dass man Anreize für die bessere Nutzung eines bereits vorhandenen Raums schafft, sei es dass ein unattraktiver Raum neu gestaltet wird und entsprechendes Publikum anzieht, sei es dass neuer Raum allererst eröffnet wird, nachdem Platz geschaffen wurde durch Wegräumen und Entrümpeln von Gegenständen, die den Raum zustellen oder verstellen.

Manchmal hängen wir am Alten und tun uns entsprechend schwer mit Veränderungen im öffentlichen Raum, vor allem wenn Altgewohntes und Vertrautes plötzlich verschwindet und der neu gestaltete Raum noch fremd wirkt. Darin wohnen kann man erst wieder nach einer gewissen Eingewöhnungszeit. Man muss den Raum gleichsam einwohnen, bis man sich darin zu Hause fühlt. Das fällt umso schwerer, je grösser der neue Raum ist. Als nach dem zweiten Weltkrieg die so genannten Trümmerfrauen sich in Deutschland daran machten, die in Schutt und Asche gebombten Stadtviertel und ganze Städte von Trümmern zu säubern, wollten sie die Ruinen beseitigen, um neuen Wohnraum zu schaffen, der entweder dem alten ähnlich war oder ganz anders gestaltet werden sollte. Das Gleiche wollen auch Erdbebenopfer nach der Katastrophe – den leeren Raum wieder mit Häusern, Strassen und Plätzen füllen, um Lebensraum zu schaffen: privaten und kollektiven Wohnraum.

Dies sind jedoch Extremfälle. In der Regel beginnen wir mit der Schaffung und Neugestaltung von Räumen nicht bei Null, sondern innerhalb bereits vorhandener Strukturen, die als solche erhalten bleiben sollen. Der neu entstandene Raum muss sich daher

in bereits auf vielfältige Weise genutzte und als gut befundene Räume integrieren, was umso besser gelingt, je umfassender die Chancen, die der Raum bietet – gleichsam sein mögliches Profil – mit den Mitteln von Verstand und Vernunft, aber auch mit Phantasie und Augenmass abgeklopft wurden. Chancen kann man erst nutzen, wenn man im Licht des Wünschbaren die Möglichkeiten skizziert hat, die ein Raum bietet.

Mobilität, Flexibilität, Geschwindigkeit

Den Auftakt bilden zwei Zitate, in welchen die unseren Alltag bestimmenden Abläufe aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet werden. Das erste stammt aus Nietzsches *Zarathustra*:

Seht mir doch diese Überflüssigen! Reichthümer erwerben sie und werden ärmer damit. Macht wollen sie und zuerst das Brecheisen der Macht, viel Geld, – diese Unvermögenden! / Seht sie klettern, diese geschwinden Affen! Sie klettern übereinander hinweg und zerren sich also in den Schlamm und die Tiefe. / Hin zum Throne wollen sie Alle: ihr Wahnsinn ist es, – als ob das Glück auf dem Throne sässe. Oft sitzt der Schlamm auf dem Thron – und oft auch der Thron auf dem Schlamme.

Das zweite Zitat entnehme ich Albert Camus' *Mythos des Sisyphos*:

Manchmal stürzen die Kulissen ein. Aufstehen, Straßenbahn, vier Stunden Büro oder Fabrik, Essen Straßenbahn, vier Stunden Arbeit, Essen, Schlafen, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag, immer derselbe Rhythmus. [...] Der Überdruß steht am Ende der Handlungen eines mechanischen Lebens.

Die Texte von Nietzsche und Camus finden sich in Schriften, die 1883 und 1942 erschienen sind. Sie könnten genau so gut gestern oder heute geschrieben sein, denn sie schildern Bewegungsabläufe, die uns allen vertraut sind. Die kletternden Affen bei Nietzsche verweisen auf die Hast und Hektik, mit welcher einer den anderen zu übertrumpfen sucht auf der Karriereleiter. Die unersättliche Gier nach Macht und Reichtum führt dazu, dass man rücksichtslos drängelt und schubst auf dem Weg nach oben, in der Meinung, dass dort oben an der Spitze ein Thron wartet, der das grosse Glück verheißt.

Wer es dorthin geschafft hat, so die Annahme, kann aufhören zu klettern; wer das Ziel erreicht, kann sich beruhigt niederlassen und entspannt zurücklehnen. Allerdings vergisst er die Begehrlichkeit der anderen Affen, die es auf seinen Thron abgesehen haben und alles daran setzen, ihn hinab zu stossen – in den Schlamm, aus dem er sich heraus arbeiten wollte und den er doch ständig mitschleppte in seinen materiellen Glücksansprüchen.

Camus hat den Schwerpunkt seiner Analyse des Alltags auf die Gleichförmigkeit und Eintönigkeit unflexibler Lebensabläufe

gelegt. Während Nietzsches Affenmenschen eine Leiter empor klettern, weil ihre Welt vertikal strukturiert ist, unterteilt in ein Oben und Unten, in Höhen und Tiefen, die Glücks- und Unglücksorte bergen, bewegen sich Camus' Menschenwesen in einem Hamsterrad, unaufhörlich nach vorwärts strebend und doch nie Höhe erreichend. Die Trostlosigkeit des Immergleichen lässt daran zweifeln, ob das Leben überhaupt einen Sinn hat, wenn das Hamsterrad sich unaufhörlich weiter dreht, mit wachsender Geschwindigkeit, und den darin Befindlichen seinen Rhythmus aufzwingt.

Mobilität, Flexibilität und Schnelligkeit, die heutzutage in einem Atemzug mit dem Stichwort «Effizienz» genannt werden, sind ambivalente Begriffe, wie aus den zitierten Textpassagen hervorgeht. Die im Zuge der modernen Technologien entwickelten Geräte, Maschinen und Apparate, die vieles schneller und exakter erledigen als ihre Erfinder, haben den Menschen nicht nur entlastet, sondern zugleich das Arbeitstempo verschärft. Aber letztlich sind es die Menschen selber und nicht ihre Produkte, die jene Kräfte zehrende Atemlosigkeit erzeugen, welche allenthalben beklagt wird und dem Sinnlosigkeitsverdacht Vorschub leistet.

Das häufig im Zusammenhang mit dem so genannten Burnout-Syndrom verwendete Bild der leeren Batterien deutet auf eine Erschöpfung hin, die das Resultat eines Ungleichgewichts zwischen Verausgabung und Selbsterfüllung ist. Die menschlichen Lebensvollzüge sind dadurch gekennzeichnet, dass sie Pausen enthalten. Es handelt sich bei allem, was wir denken, wollen, fühlen und tun, nicht um automatische Abläufe, obwohl uns führende Gehirnspezialisten weis machen wollen, dass unser gesamtes Leben nach einem genetisch und neuronal festgeschriebenen Programm verläuft, auf welches wir keinen Einfluss haben. Ohne auf diese Behauptung im einzelnen einzugehen, spricht zum mindesten unser Alltagsverständnis dagegen. Wir schreiben uns Freiheit zu, auch und gerade in Kenntnis zahlreicher Einschränkungen unserer Handlungsfreiheit durch missliche Umstände, üble Machenschaften anderer, individuelle Schwächen usf. Trotzdem beanspruchen wir für uns im Unterschied zu nicht menschlichen Lebewesen das Recht auf Selbstbestimmung und beharren weltweit auf der Einhaltung von Menschenrechten, die nichts anderes als Freiheitsrechte sind, individuelle und kollektive Freiheitsrechte.

Die Pausen oder Lücken, die die Geschichte eines Menschenlebens durchziehen, sind Platzhalter der Freiheit. Sie verweisen auf ein Innehalten, ein schöpferisches Verweilen, das einerseits den Blick zurück, in die Vergangenheit, in bereits abgelaufene Geschehensprozesse, und andererseits eine Vorausschau in die Zukunft ermöglicht, wie sie von uns als wünschenswert erachtet wird, so dass im Licht des nach rückwärts und nach vorwärts Gesehenen eine Bestandsaufnahme des Gegenwärtigen erfolgen kann. Wir treten gleichsam aus den Bedrängnissen, die der Alltag mit sich bringt, heraus, um aus der so gewonnenen Distanz zu beurteilen, wo wir stehen und was wir wollen.

Die Pausen sind für das Leben unverzichtbar. Sie ermöglichen ein schöpferisches Innehalten und sind Augenblicke oder Zeiten der Musse. Das griechische Wort für «Musse» heisst *scholé*, von dem sich das lateinische Wort ‚*schola*‘ ableitet: Schule. Die Schule, ursprünglich gedacht als Ort der Musse, an dem man nicht nur Wissen vermittelt bekommt, sondern sich in Selbstbesinnung einübt und sich kritische Urteilsfähigkeit aneignet. ‚Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir‘ lautet ein bekannter Spruch. Seneca hat zwar genau das Gegenteil geäußert: *Non vitae, sed scholae discimus* (Brief 106 an Lucilius), weil er fand, dass es etwas Wichtigeres im Leben gibt als möglichst viel Wissen anzuhäufen, nämlich: ein guter Mensch zu werden. Etwas für das Leben lernen heisst: moralische und soziale Kompetenz zu erwerben, um sich später als vollgültiges Mitglied der Gemeinschaft zu erweisen. Daneben wird das Lernen von Wissensstoffen zweitrangig, denn wer einmal gelernt hat, wie man lernt, hat keine Mühe damit, sich spezielles Wissen anzueignen, das er für sein Leben benötigt oder als wichtig erachtet.

Will man sich in den Wechselfällen des Lebens als Mensch bewähren, muss man eine Kompetenz erwerben, die ein ganzheitliches Beziehungswissen zu erzeugen vermag. Diese Kompetenz ist die Urteilskraft. Urteilskraft steuert der Einseitigkeit des immer eindimensionaler werdenden, dem Nutzenprinzip des Ökonomismus verfallenen postmodernen Menschen entgegen, indem sie dazu anhält, nicht nur darauf hinzuwirken, seine Zahlenbilanzen zu optimieren, sondern auch seine Lebensbilanz nicht aus den Augen zu verlieren.

Das ökonomistische Missverständnis unserer Zeit ist die Folge einer Verwechslung von Qualität und Quantität. Das Kosten-Nutzen-Denken, verbunden mit der Maxime der Profitmaximierung, hat zu der irrigen Annahme geführt, dass der Gewinn und damit der Sinn umso grösser wird, je mehr man die Geschwindigkeit steigert. Wer das Tempo nicht mithalten kann oder will, wird von all denen beiseite gestossen, die meinen, das Hamsterrad noch schneller antreiben zu können. Die Folgen dieser unkontrollierten Raserei haben wir gerade in einer globalen Wirtschaftskrise erlebt.

Es ist ein falsches Zeitmanagement, das zum eindimensionalen Menschenbild unserer Zeit geführt hat. Wenn der Mensch, ganzheitlich betrachtet, aus Kopf, Herz, Hand und Bauch besteht, gerät dieses Ganze aus dem Gleichgewicht, sobald einer der Teile verabsolutiert wird. Wo nur der Kopf das Sagen hat, wird die Vernunft terroristisch und unterdrückt die berechtigten Ansprüche von Herz, Bauch und Hand. Intoleranz und Fanatismus sind das Resultat eines ideologischen Tunnelblicks. Wo nur die Stimme des Herzens gehört wird, kippt das Emotionale in Irrationalität um. Wo allein der Bauch regiert, gewinnt die Gier die Oberhand, die einem masslosen Konsum das Wort redet. Und wo schliesslich der Hand Priorität zugestanden wird, setzt die technisch-instrumentelle Vernunft rigoros alles Machbare in die Tat um.

Diese Entgleisungen sind wie gesagt die Folge eines falschen Zeitmanagements und mangelnder Lebenskunst. Wir leben in einem Geschwindigkeitsrausch. In rasenden Verkehrsmitteln flitzt die Landschaft an uns vorbei, so dass wir ihre Schönheit nicht mehr wahrnehmen. Man hastet mit den anderen mit, versucht noch an Tempo zuzulegen, um sie zu überholen und vor ihnen ans Ziel zu gelangen. Zwischendurch wird einem kurzen Glück nachgejagt, denn zu einem wirklichen, intensiven Genuss reicht die Zeit nicht aus. Dass man nur noch im Zustand des Gehetztseins unterwegs ist, wird zur Gewohnheit beim Essen und Trinken, beim Lieben, bei der Ausübung von Sport und bei Spielen.

Aber Geschwindigkeit ist kein Wert an sich. Wir sind es, die darin einen Wert sehen, in der irrigen Meinung, je mehr wir in die Zeit hineinpressen können, desto erfüllter sei das Leben. Wenn uns schon nur ein einziges Leben zur Verfügung steht, möchten wir dieses vervielfältigen, anstatt ihm Qualität zu verleihen. Aber wir

können die Zeit nicht durch fortgesetzte Beschleunigung überrunden, wir können sie nur anhalten, indem wir alle Hektik und Hast ausschalten. Das Zauberwort für die gleichsam leere Zeit, in der wir zur Besinnung kommen, heisst Musse. Die Musse ist eine Art Auszeit, in welcher die mit der Stoppuhr gemessene Zeit keine Rolle mehr spielt. Die Musse erlaubt ein Heraustreten aus dem Hamsterrad und ein Distanznehmen von der Umtriebigekeit des alltäglichen Lebens. Der Körper kann sich wieder auf seinen eigenen Rhythmus einpendeln, und die Atemlosigkeit lässt nach.

Lebenskunst besteht darin, sein Leben selbstbestimmt zu gestalten und damit die Autonomie über sich zurück zu gewinnen. Die regelmässige Unterbrechung der mechanischen Abläufe alltäglicher Verrichtungen mittels Mussezeiten, die durchaus die Funktion von Bremsklötzen haben, lehrt Geduld und Gelassenheit als Eigenschaften einer Grundhaltung, die frei macht für die jederzeit nötige Selbstbesinnung. Ohne Musse gerät der Sinn dessen, was man tut, aus dem Blick. Es verstärkt sich der Eindruck, dass man nicht mehr lebt, sondern nur noch gelebt wird. Der angemessene Umgang mit der Zeit hingegen schärft das Augenmass und die Urteilskraft. Man muss sich hin und wieder quer zur Zeit stellen, um jenen Abstand zu gewinnen, der Raum schafft für die Selbsterfindung. Man muss sich Zeit nehmen, anstatt sich von ihr vereinnahmen zu lassen.

Musse ist ein Privileg, das die Menschen nicht kannten, solange sie ihre gesamte Kraft zum Überleben brauchten und sich keine Auszeit leisten konnten, um über den Sinn ihres Lebens nachzudenken. Die Philosophen waren gleichsam die ersten professionellen Müssiggänger in einer Gesellschaft, die es sich leisten konnte, einige ihrer Mitglieder von körperlicher Arbeit freizustellen und sie über Gott, die Welt und die Menschen nachdenken zu lassen. Wissenschaft, Kultur, Bildung wurden dadurch ermöglicht und weiter vermittelt. Mit der dank Technik einher gehenden Entlastung von schwerer Arbeit und mit zunehmender Freizeit kehrte die Musse in den Alltag der meisten Menschen ein. Aber Musse ist nicht einfach Freizeit, die man nach Belieben mit Sport oder Hobbys oder schlicht Faulheit ausfüllt. Musse als schöpferische Pause gelingt nur durch ein bewusstes Innehalten im Zuge einer Selbsterforschung, die gleichzeitig kritische Bilanz und Neuentwurf ist. Insofern sind die Pausen im Leben zwar Zäsuren, die den

Fluss des Lebens scheinbar unterbrechen, aber gerade sie verbürgen die Qualität und Kontinuität der eigenen Geschichte, stiften deren Identität durch die Verknüpfung der Lebensabschnitte.

Die grossen Philosophen haben eine Reihe bedenkenswerter Vorschläge unterbreitet, wie wir unser Lebens gleichsam entschleunigen können. Friedrich Schiller zum Beispiel hat sich wie Nietzsche und Camus über die Eindimensionalität des Menschen beklagt. Er sei nicht mehr Teil eines lebendigen Organismus, sondern nur noch ein Rädchen in einem mechanischen Getriebe. Um seine Kreativität wieder zu erwecken, müsse er seine Phantasie spielen lassen, wie überhaupt das Spiel ihn von Zwängen aller Art befreie. Schiller geht davon aus, dass es zwei fundamentale Antriebskräfte im Menschen gibt, nämlich Stofftrieb und Formtrieb. Der Stofftrieb äussert sich in den körperlichen Bedürfnissen, die unmittelbar auf materielle Erfüllung drängen. Der Formtrieb hingegen möchte dem Chaos der sinnlichen Begierden eine Ordnung geben, die an Idealgebilden einer konstruktiven Vernunft abgelesen ist.

Die Künstler, so Schiller, sind daran gewöhnt, ihre Ideen und Visionen mit Hilfe eines Materials umzusetzen, ihren gedanklichen Entwürfen also eine empirische Gestalt zu geben. Sie sind dazu fähig, weil sie in sich den Spieltrieb ausgebildet haben, der dafür sorgt, dass Stofftrieb und Formtrieb sich gegenseitig ergänzen, keiner also den anderen dominiert. Sie sind gleichberechtigte Strebekräfte im Menschen, und der Spieltrieb verwandelt ihre natürliche Rivalität in einen spielerischen Wettbewerb, durch welchen die Kreativität des Menschen, seine Phantasie gefördert wird. Schiller betont: «der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.»

Phantasie bewirkt, dass der Mensch zum Lebenskünstler wird. Er bearbeitet sich selbst, seine genetische Ausstattung mitsamt seinen Talenten und Anlagen als Material, aus welchem er sein Selbst formt – so wie der Künstler ein Kunstwerk schafft. Wie etwa der Bildhauer seinen Stein ganz genau studieren muss, die poröse Beschaffenheit des Granit- oder Marmorblocks, die Äderung, die Konturen usf., bevor er daran geht, die ihm vorschwebende Idee der Statue aus dem Stein heraus zu schlagen, so muss auch der Lebenskünstler das Bild, das er von sich hat, dem vorhandenen Material einprägen und dabei auf die Besonderheit und Einzig-